

Der grüne Käse.

Von Maxim Gorki.

Autorisierte Uebersetzung von Stefania Goldstein.

Das runde Fenster meiner Kammer ging nach dem Gefängnis hin aus. Ich hatte genügend Zeit, um von meinem erhöhten Standpunkt aus die Bevölkerung des Gefängnisses näher kennen zu lernen, und ich wußte, daß der lustigste Mann unter ihnen düstern Bewohnern Zahn hieß.

Es war ein untergeordneter, bieder, kleiner Mensch mit rothem Gesicht und hoher Stirn, darunter ein Paar großer heller Augen, die stets lebhaft blinzelten. Die Miene trug er auf dem Hinterkopfe, seine von dem kurzgehorenen Kopf abstehenden Ohren verliehen ihm etwas Komisches.

Der immer fischende, bewegliche und lebhaft Kamerad war im Gefängnis Gegenstand allgemeiner Anbetung; stets war er von einer Schaar grauer Genossen umgeben und er erheiterte und zerstreute sie mit verschiedenen tollen Einfällen; so verschönte seine Heiterkeit dieses düstere, eintönige Leben.

Außer Zahn gab es im Gefängnis noch einen Liebhaber — eine braune, dicke Kage; ein kleines, verspieltes, von Allen vermisstes Thierchen. Beim Spaziergang suchten die Arrestanten sie jedesmal auf, amüsierten sich mit ihr, ließen sie von Händen zu Händen wandern, ließen ihr im Hofe nach und ließen sich von ihr die Hände und die Gesichter zerkratzern.

Wenn die Kage auf der Wühlfläche erspäht, dann lenkte sie die Aufmerksamkeit von Zahn ab, und dieser konnte damit nicht zufrieden sein. Wenn sein Publikum sich mit der Kage vergnügte, da blieb er allein, setzte sich in irgend eine Ecke des Hofes und beobachtete von hier aus die Kameraden, die ihn in diesen Augenblicken vergaßen.

Zahn war neidisch auf das Thierchen, das mit ihm die Gunst der Menge theilte, und ich fürchtete, daß er sich eines Tages rächen würde.

An einem hellen Sonnentage, als die Arrestanten auf den Hof geleitet wurden, bemerkte Zahn in einer Ecke des Hofes ein Faß mit grüner Farbe; die Kameraden, welche die Dächer des Gefängnisses gestrichen hatten, hatten es dort stehen lassen. Er trat näher heran, sahen eine Weile nach, tauchte schließlich einen Finger in die Farbe und färbte sich den Schnurrbart grün. Dieser grüne Schnurrbart auf seinem rothen Gesicht erweckte allgemeines Gelächter.

Gerade in diesem Augenblicke erschien die braune Kage auf dem Hofe. Ganz gemüthlich schritt sie über den Hof, hob grazig ihre Pfötchen empor und wuschelte mit dem nach oben gerichteten Schwanz.

„Brüder!“ rief Jemand, „Mieze ist da.“

„Ach! Mieze-Kätzchen!“

„Pußti! Braunöpfchen!“

Sie griffen die Kage, streichelten sie und rissen sie sich aus den Händen. Um Zahn herum ward es leer.

„Brüder! hört, wir streichen die Kage an!“ — ertönte plötzlich eine Stimme.

Unter den Arrestanten wurde es laut. „Dabei kann sie draufgehen!“ — bemerkte Jemand.

„Ach was, mach Dich davon, Zahn! Streiche hurtig!“

Zahn hielt die Kage bereits in der Hand und ging mit ihr an das Faß heran. Dabei sang er:

Aufgepaßt, hier ist zu schau'n  
Wie ein Käzchen hübsch und braun,  
Grün wird angemalt im Nu;  
Freunde singt und tanzt dazu!

Lautes Gelächter erschallte, die Arrestanten hielten sich die Seiten und trauten zurück; — ich konnte sehen, wie der Spachmacher die Kage am Schwanz ergriß, sie in's Faß tauchte und lächelnd dazu sang:

Miaue nicht und halt fein still  
Wie es der Vatendater will.

Neues Gelächter erschallte. Eine dünne Stimme quitschte: „Dj-oi-oi!“

„Ach, Kinder!“ höhnte er. „Anderer.“

Sie würgten sich, prusteten vor Lachen; es krümmte die Leiber dieser Menschen, verbog und schüttelte sie, erschallte in der Luft — mächtig, immer stärker werdend, beinahe zum hysterischen Krampf ausartend. Aus dem Fenster der Frauenabtheilung sahen lächelnde Gesichter unter weichen Tüchern hervor. Der Aufseher stand mit dem Rücken an die Wand gelehnt, stieß seinen dicken Bauch vor, den er mit beiden Händen festhielt, und stieß rückwärts, in tiefem Baß Rachtämpfe aus, die ihn zu erstickten drohten.

„Es ist genug, der Teufel hole Dich!“ rief höhnend ein Rothhärtiger.

Aber Zahn war in Rage gerathen. Um ihn herum löste das sinnlose Lachen der grauen Menschenmasse, und er wußte, daß er es war, der sie zu lachen veranlaßt hatte. Aus jeder seiner Bewegungen, jeder Grimasse seines beweglichen launischen Gesichtes blühte dieses Bewußtsein deutlich hervor, seine ganze Gestalt wuchs im Genuße des Triumphes. Jetzt hielt er die Kage am Kopf, und während er die überflüssige Farbe von ihrem Fell abschüttelte, hörte er nicht auf, zu tanzen und zu improvisieren:

„Liebe Brüder, sehet her: Unfrer Käse — es ist schwer — Gilt's 'nen Namen nun zu finden, Werden einen wir ergründen?“

„Alles lachte mit der Schaar der Arrestanten, die von sinnloser Heiterkeit erfüllt war.“

Endlich legte Zahn die grüne Kage auf den Rasen, der hin und wieder wie Inseln zwischen den Steinen des Gefängnishofes auftauchte, — und setzte leuchtend, schwindig und erregt seinen wilden Tanz fort.

Aber das Gelächter begann abzunehmen. Es hatte die Leute müde gemacht. Dort kreischte noch Einer hysterisch. Einige sicherten noch weiter, aber mit Unterbrechungen. . . Zuletzt schwielen Alle, außer Zahn, der seinen Gesang brummte und der Kage, die leise und jämmerlich miauend über den Rasen schlich. Die Farbe mußte sie wohl blind gemacht und ihre Bewegungen gelähmt haben; unfischer trock sie auf ihren zitternden Pfötchen, blieb oft stehen, als bliebe sie am Rasen kleben, und miaute unaufhörlich.

Das Publikum betrachtete seinen Künstler mit überfälligen Augen.

„Sie miaut!“ bemerkte ein junger Bursche, nicht der Kage mit dem Kopfe zu und blühte die Kameraden an. Diese betrachteten das Thierchen und schwielen.

„Undessen wüßte die Kage herzerregt und rief in der Stimmung der Arrestanten eine Reaktion hervor.“

„Wird sie krepieren?“ fragte der junge Bursche.

Niemand antwortete ihm. Das kleine, grüne Häufchen rollte langsam zu Füßen dieser rohen Menschen und war in seiner Hilflosigkeit ganz jämmerlich anzuschauen. Der Bursche trat ganz nahe an die Kage heran und hob sie auf, legte sie aber gleich wieder auf den Rasen und sagte:

„Sie ist ganz heiß. . .“ Dann sah er die Kameraden an und sagte traurig:

„Unserer Mieze! Nun werden wir keine Mieze mehr haben. Weßhalb wurde das Thier getödtet? Was. . .“

„Nun, es wird sich noch erholen“, sagte der Rothhärtige. Das grüne entstellte Thier schleckte sich über den Rasen. Zwanzig Paar Augen verfolgten es, kein Gesicht trug mehr die Spur eines Lächelns. Alle waren niedergedrückt, sie schwielen Alle und sahen eben so jämmerlich aus, wie die arme Kage.

Er, der verdamnte Spachmacher! „Nun!“ — sagte Zahn befänfeligend — „es haben doch Alle dazu beigetragen.“

Ein alter Schauer durchrieselte ihn. „Alle zusammen!“ — machte ihm der junge Bursche nach. „Wieso? Du allein bist der Schuldige. . .“

„Wenn man sie in Petroleum badete, dann ginge die Farbe ab.“

„Meiner Ansicht nach sollte man sie am Schwanz fassen und über die Mauer werfen.“ — sagte Zahn und fügte lächelnd hinzu: „das ist das Einfachste!“

„Wa—as?“, kreischte der Rote. „Und wenn ich Dich selber so nähme? Willst Du?“

„Teufel!“ schrie der junge Bursche, riß dem Alten die Kage aus den Armen und hürzte davon. Der Alte und noch einige Andere eilten ihm nach.

Da blieb Zahn allein zurück im Kreise von Menschen, die ihn mit bösen, finsternen Augen ansahen. Sie schienen darauf zu warten, daß er etwas thäte.

„Ich war es doch nicht allein, Kameraden!“ sagte Zahn in klagendem Ton. Der Rothhärtige versetzte ihm einen Faustschlag in's Gesicht. Der Künstler wich zurück, aber dort begegnete er einem Radenshieb.

„Brüder. . . flehte er. Aber seine Brüder sahen, daß die beiden Aufseher sich entfernt hatten; so umschlossen sie ihren Liebhaber in dicht gedrängter Menge und hürzten ihn mit wenigen Stößen zu Boden. Von Zeit zu Zeit ließen sich dumpfe Laute vernehmen, sie stießen mit den Füßen nach seinen Rippen, sie schlugen ihn, ohne Uebereilung, ohne Wuth und warteten ruhig ab, bis der wie eine Schlange sich windende Mensch eine besonders günstige Lage für einen neuen Fuchtritt annahm.

Zahn lag mit der Brust an Boden, sein Rücken zitterte, — er weinte wohl — hürstete und räusperte sich fortgesetzt. Dann versuchte er vorsichtig, als furchtete er, seine Glieder zu verlieren, sich von der Erde zu erheben, stützte sich mit dem linken Arm auf, dann hob er einen Fuß unter und, wie ein kranker Hund wieselnd, nahm er eine sitzende Stellung ein.

„Versetze Dich nur!“ rief der Rothhärtige drohend. Zahn gab sich einen Ruck und stand in einem Nu auf den Füßen.

Dann ging er schwankend Schritte auf eine Mauer des Gefängnisgebäudes zu. Eine Hand drückte er an die Brust, die andere hielt er ausgestreckt. Jetzt berührte er mit ihr die Wand, blieb stehen und ließ den Kopf zur Erde sinken. Er hürstete. . .

„Ach, dunkle Tropfen zur Erde fallen; man sah es deutlich, wie sie am grauen Hintergrund der Gefängnismauern schillerten.“

„Und die anderen lachten über ihn — Die Kage war seitdem verschwunden. Zahn brauchte mit Keinem mehr die Aufmerksamkeit der Gefängnisbewohner zu theilen.“

Wie man Häuser baut.

Im Jahre 1714 lebte in Berlin ein aus Frankreich stammender Baron von Bernzobre de Laurier, der große Reichthümer besaß. Er hatte eine große Anzahl Güter in der Mark gekauft und führte das Leben eines hochmögenden Herrn. Da er auch viele industrielle Unternehmungen ins Leben rief, so schien dem König Friedrich Wilhelm I. viel daran gelegen zu sein, daß Bernzobre sich dauernd in Preußen ansiedelte; denn er hatte dem Prediger Tornet eine Pension von zweihundert Thalern dafür ausgezahlt, weil dieser zur Niederlassung des Baron von Bernzobre in Preußen beigetragen hatte.

Nun sah es König Friedrich Wilhelm I. sehr gerne, wenn Offiziere seiner Armee reiche Heirathen machten, und war stets bereit, sich zum Freiwerber für sie herzugeben. Der reiche Baron von Bernzobre hatte mehrere Töchter und durfte sich daher nicht allzu sehr wundern, daß er eines Tages vom König folgenden Brief erhielt:

„Da es mir zum Vergnügen gereicht, Euch einen Beweis von Aufmerksamkeit zu Gunsten der Stabilung Eurer Kinder zu geben, so habe ich die unterthänigste Bitte meines Kapitäns von Forcade genehmigt, welcher mit Euch allirt zu werden wünscht durch die Hand von Einer Eurer Töchter. Es wird mir angenehm sein, wenn Ihr dazu Eure Einwilligung gebt und werde Ich Euch jeberzeit zu erkennen geben, daß ich bin Euer wohlaffectionirter König.“

Nach wenigen Tagen antwortete darauf Bernzobre in folgendem Schreiben:

„Eurer Königlichen Majestät fühle ich mich zu Dank für die Gnade verpflichtet, sich für meine Töchter zu interessieren. Ich habe meiner ältesten Tochter den Kapitän von Forcade vorgezogen, allein dieselbe hat nicht die geringste Neigung für denselben, ebensowenig wie meine anderen Töchter, für welche der nämliche von Forcade sich schon früher durch den gnädigen Herrn Markgrafen Friedrich von Schwedt verwendet hat. Ich halte mich überzeugt, Eure Königliche Majestät werden hiernach meiner Tochter die Wahl ihres Etablissements selbst überlassen, indem ich mit dem höchsten Respekt verharre an Eurer Majestät unterthänigster und treuester Kommissar Diener.“

Der König war an solche abschlägige Antworten nicht gewöhnt, auch überhaupt nicht der Mann, sich so leicht von einem Entschlusse abbringen zu lassen, der einem seiner Offiziere vortheilhaft sein konnte. Er antwortete dem Baron:

„Aus Eurem Schreiben habe ich erfahren, daß die Neigung Eurer Töchter den guten Absichten nicht entspricht, welche Ich hege, sie an Kapitän von Forcade zu vermählen. Da er aber ein braver Offizier ist, und Ihr eigentümlich nichts gegen diese Allianz einzuwenden habt, so halte Ich Eure Tochter für zu klug, um Meinem und Eurem Willen zu widerstehen, und erwarte von ihrem Verhalte eine würdige Entschuldig als Euer wohlaffectionirter König.“

Nach einer so ungewöhnlich ausgesprochenen Willensmeinung des Königs mag Baron Bernzobre sich in großer Verlegenheit befunden haben, das drohende Verhängnis abzuwehren. Er versuchte es aber doch mit dem nachstehenden Brief:

„Mit dem tiefstem Respekt hätte Ich Eure Königliche Majestät um Erlaubniß gebeten, die triftigen Gründe meiner Tochter gegen die Partie mit dem Hauptmann von Forcade Eurer Majestät allergehorsamst zu Füßen legen zu dürfen; allein ein Viehstehen in meiner Schäferei, sowie Ueberschweimmungen in meinen Brüchen halten mich hiezu zurück, um den erlittenen Schaden wieder zu repariren. Unter diesen Umständen wage ich, Ew. Königlichen Majestät beiseite ein Schreiben meiner Tochter zu überreichen. Ich hoffe, Ew. Königliche Majestät werden derselben ebendie Gnade und den Schutz angedeihen lassen, welche Allerhöchstdieselbe mir einst bewilligte, als Ew. Königliche Majestät wünschten, daß ich mich in deren Staaten etablinen möchte.“

Das in dieser Antwort erwähnte Schreiben der Tochter enthielt das Geständniß ihrer Liebe zu einem Herrn von Osten, der aus dem Regiment von Kaldstein entlassen worden war. Der König erklärte darauf in einem bündigen Briefe an den Baron und seine Tochter, daß er den genannten Offizier nicht für würdig halte, eine so gute Partie zu machen.

Herr von Bernzobre mochte sich nun überzeugt haben, daß er sich nicht so leichter Hand aus der Affaire ziehen könne und wandte sich an den Minister von Marschall mit der Anfrage, ob es denn nicht möglich sei, den König von seinem Plane abzubringen. Durch den Minister hatte der Flügeladjutant von Derschau, welcher als Vorsitzender der berühmten Bautommission fungirte, die der Kelding zu möglichst vielen Neubauten verhelfen sollte, von der Angelegenheit gehört, und er benutzte den Vorwand, um für den entlegeneren Theil der Friedrichstadt einen Prachtbau zu erhalten. Er rief daher in Gemeinschaft mit dem Minister dem König, er möge nicht auf dem beabsichtigten Heirathplan bestehen, wenn sich Bernzobre ansehnlich machen wollte, ein Haus zu bauen. Der Bescheid des Königs

lautete dahin, daß Bernzobre „von dem Präsidenten seiner Tochter befreit werden soll; es muß aber ein Plan von einem Hause sein, welches des von Happen sein Haus (das heutige Kriegsministerium in der Leipziger Straße) nichts nachgiebt, denn was hilft das viele Geld dem Bernzobre, wenn er es nicht will zur Fierde der Stadt mit anwenden.“

Am Tage darauf schrieb Bernzobre an den König, er sei sehr gern bereit, ein schönes Haus zu bauen, hat aber um die Gnade, seiner Tochter freie Wahl zu lassen. Der Hausbau war dem König der seine Residenz verschönern wollte, ganz angenehm, der ihm ungewohnte Widerstand gegen seinen Willen veranlaßte ihn jedoch, dem General v. Kaldstein den Befehl zu geben, für den Kapitän von Forcade bei Bernzobre nochmals um die Tochter zu werben und „ihn dahin zu disponiren, daß er sich hierin Meinem (des Königs) Willen conform erweise.“ Diese nachträgliche Werbung sollte indeffen wahrscheinlich nur dazu dienen, daß nicht der König, sondern der General die endgiltig abschlägige Antwort erhalten möge, die denn auch wirklich erfolgte. Bernzobre hatte unterdessen einen aus Paris schon mitgebrachten Plan zu einem palastartigen Hause eingereicht, und der König erklärte sich damit einverstanden.

Das schöne Haus wurde nun gebaut. Nach dem Tode des Herrn von Bernzobre kam es in verschiedene Hände, bis es schließlich in den Besitz des Königs gelangte, indem es die Schwester Friedrichs des Großen, Prinzessin Anale, für 31.500 Thaler kaufte. Im Jahre 1830 bezog es Prinz Albrecht, der Bruder des Kaisers Wilhelm I., nach dem Tode des ersteren ging es auf dessen Sohn, den gegenwärtigen Prinz-Regenten von Braunschweig, über. Es ist das jedem Berliner bekannte Prinz-Albrechts-Palais in der Wilhelmstraße, dessen prächtiger Garten sich bis zur Königsgraber Straße ausdehnt.

Der bekannte Geheime Hofrath Louis Schneider, welcher später beim Kaiser Wilhelm I. die Vertrauensstellung als Vorleser bekleidete, hatte die Korrespondenz zwischen dem König Friedrich Wilhelm I. und dem Baron von Bernzobre gelegentlich in Sanssouci dem König Friedrich Wilhelm IV. vorgeleitet, worauf dieser bemerkte: „Das ist ja ein vortrefflicher Lustspielstoff, suchen Sie doch Frau Birch-Weißer dazu zu bewegen, ein solches zu schreiben.“

Schneider sprach nun darüber mit der fruchtbarsten Theaterschriftstellerin, und so entstand das im königlichen Schauspielhause seiner Zeit oft aufgeführte Lustspiel: „Wie man Häuser baut!“

Es lohnt sich wirklich der Mühe, dieses hübsche Stück neu aufzuführen wieder auf die königliche Bühne zu bringen, besonders da zwei preussische Könige zu den Urhebern des Lustspiels gehören.

Die letzte Nacht.

Unten auf der Straße lag Stroß ausgebreitet, damit das Rollen der Wagen die Schwerkranke nicht störe. Sie lag in dem hohen Himmelbett, die durchsichtigen, dünnen Finger griffen nervös in die Spigen der Decke, schwer lagen die dunklen, langen Wimpern über den umflorten Augen und auf dem wachschleimigen, mageren Gesichtchen lag ein Ausdruck hilfloser Ergebenheit.

Da bewegte sich die Portiere. Die Kranke schlug die müden Augen auf und ein leichtes Lächeln huschte über ihre Züge.

„Richard?“ sagte sie leise.

„Ja bin's, gnädige Frau!“

„Ach — Sie, Herr Doktor!“ — Es klang enttäuscht und die Lider senkten sich wieder.

Er trat an's Bett.

„Wie geht's, gnädige Frau?“ fragte er in gedämpftem Tone. — „Wie fühlen Sie sich?“

„Schwach — sehr schwach.“ —

„Nun, das ist selbstverständlich — tröstete er — „nach so einer Krankheit. — Aber dafür sind wir jetzt drüber.“

„Doktor!“

„Gnädige Frau?“

„Nicht wahr — Sie sind mein Freund?“

Er zog als Antwort ihre Hand an seine Lippen.

„Sagen Sie mir die Wahrheit — muß ich sterben?“

„Aber — gnädige Frau!“ —

„Die Wahrheit — ich will sie wissen.“ — Sie hatte sich ein wenig aufgerichtet und starrte ihm frugend in's Gesicht. — Er mußte die Augen abwenden — er konnte diesem halb erstarbten und doch so angstvollen Blick nicht Stand halten.

„Nein,“ sagte er gepreßt.

„Ihr Ehrenwort?“

Er athmete schwer. — „Mein Ehrenwort,“ sagte er dann.

Mit einem erleichterten Aufathmen fiel sie in die Kissen zurück.

Ein Anderer hätte schon längst die Gebuld mit einem solchen Krankenstessell verloren; sechs Jahre sind wir verheirathet und ich bin immer krank, einmal besser, dann wieder schlechter — nie eine Frau wie die anderen. Er hat kein Heim, keine Frau, keine — Familie. Und niemals klagt er, immer ist er gut, und lieblich — und er ist doch noch jung und hat noch auf mehr Jahre zu rechnen. Für ihn möchte ich gefund werden, um ihm für seine Güte danken zu können. Werde ich das jemals? — — — Doktor! — — — werde ich einmal gesund werden? — — —

Ein schwerer, trockener Husten unterbrach sie, und das Tuch, das sie vor die Lippen preßte, färbte sich roth.

„Das haben sie von dem vielen Sprechen“, sagte der Arzt mit liebevollem Vorwurf, „wie oft habe ich es Ihnen unter sagt. — Nicht viel sprechen und vor Erhaltung hüten — und das Uebrige ihrem Gott thun. — Und jetzt schlafen Sie!“

Er deckte sie sorgfältig zu, schraubte die Lampe etwas tiefer und ging leise hinaus.

„Wo ist der Herr?“ fragte er das Mädchen, das er im Vorzimmer traf.

„Im Bureau.“

„Das ist nicht wahr. Das Bureau ist um fünf Uhr aus und jetzt ist's neun Uhr vorüber.“

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie, „aber ich glaube er ist im Frad fortgegangen.“

„Insam“, trütschte der Arzt im Hin- und Hergehen. „Die Frau liegt im Sterben und er amüsiert sich.“

Drinnen lag die Kranke mit geschlossenen Augen — aber sie schlief nicht; sie wartete auf ihren Gatten.

Die verhängten Jenseiter und die schweren, dunklen Vorhänge ließen keinen Strahl von Außen herein, so daß sie niemals wußte, welche Tageszeit es war. Aber vor und nach dem Bureau kam er immer zu ihr herein und hauchte einen Kuß auf ihre Stirne und sie wußte dann mit zitternden Fingern in seinem dichten Haar. Das war die einzige Liebstofung, die sie sich gestattet; sie küßte ihn niemals, aus Furcht, ihre Krankheit auf ihn zu übertragen. Und er — dieser Gute — begnügte sich mit dieser targen Zärtlichkeit. Jetzt — in dieser letzten Krankheit, wo eine Erlösung sie auf lange Wochen niedergeworfen — da hatte er Nächte hindurch an ihrem Bett gewacht. Sie hatte nichts davon gewußt, denn sie war die meiste Zeit ohne Bewußtsein gewesen — aber der Arzt und das Mädchen hatten es ihr immer erzählt, wenn sie erwachend nach ihm gefragt.

Sie erinnerte sich, wie ihr alle Welt von der Verbindung mit dem leichtsinnigen, verschuldeten Lebemann abgerathen — aber sie hatte ihn geliebt von dem ersten Momente an, wo sie in sein hübsches, verlebtes Gesicht geblickt, und sie hatte bis jetzt keine Ursache gehabt, ihren Entschlus zu bereuen. — Er war der beste, geduldigste Gemann. —

Und da gab es Leute, die behaupteten, er hätte sie nur des Geldes wegen geheirathet.

Sie lachte leise auf — so ein stilles, zitterndes Lachen, und dann träumte sie weiter von ihrem eingebildeten Glück. —

Ein polterndes Geräusch, als ob etwas ungeschehen wäre, schreckte sie auf.

„Was giebt's?“ rief sie mit schwacher Stimme.

„Ich bin's,“ klang es aus dem Neben zimmer.

„Du, Richard?“ Wie ein leises Zaudern lag es in dieser Frage.

„Ja — ich. Du bist noch auf?“ Er trat ein, noch völlig angekleidet, in Hut und Ueberrod.

Sie streckte ihm die zitternde Hand entgegen und er beugte sich über sie. Da schlang sie ihre Arme um seinen Hals und blühte ihn zärtlich an.

„Jit's denn heute später als sonst?“ fragte sie.

„Nein,“ gab er zurück, „das heißt ja; es war viel zu thun, da mußte ich länger bleiben.“

„Und mir war die Zeit so lang — und so lang nach Dir. Aber jetzt bleibst Du ein wenig bei mir,“ schmeichelte sie.

„Um diese Zeit mußt Du Ruhe haben,“ wich er aus.

„Ich will ja nicht sprechen — nur daß ich Dich bei mir weiß.“

„Ich bin auch müde und möchte schlafen,“ sagte er gähnend.

„Verzeih — ich bin eine Egoistin,“ hauchte sie resignirt.

Er beugte sich über sie, um ihr den obligaten Abschiedskuß zu geben, da mußte sie sich plötzlich hüftelnd abwenden; ein schwerer Weindunst entströmte seinem Munde.

„Entschuldige“, bat sie, „Du hast wohl Wein getrunken?“

„Ja“, flötete er, „ein Gläschen nur — wenn man so arbeiten muß. . .“

eine Chrysantheme — die Lieblingsblume ihres Gatten, die nie in seiner Knopfloch-Steckdose blühte, wenn er zu einer Unterhaltung ging. Sie mußte ihm entfallen sein, als er sich über ihr Bett beugte. —

Aber er kam doch vom Bureau! — Einen Moment war es ihr, als ob ihr der Athem stocken würde, und plößlich borchte sie auf.

Von dem nahen Kirchturme schlug es die zwölfte Stunde.

„Bin ich verriückt“, sammelte sie leise, „es kann doch jetzt nicht Mittag sein.“

Sie wollte klingeln, doch dann besann sie sich eines Anderen. Langsam, mit unsäglich Mühe richtete sie sich auf und stieg aus dem Bette; wartend, und bei jedem Schritt Halt machend, ging sie zum Fenster, schob mit zitternder Hand den schweren Vorhang zur Seite und öffnete das Fenster. . . Finstere Nacht gähnte ihr entgegen.

„Mitternacht!“ höhnte sie.

Und plößlich wußte sie Alles; sie durchschaute den frommen Petrus des Arztes, u. s. w. — qualvoller Schmerz brühte ihr das Herz zusammen. Die rauhe Nachtluft strich ihr kühlend über die schweißgebadete Stirne — talte Schauer rannen ihr über den Rücken — mit leisem Stöhnen sank sie zu Boden.

Am nächsten Tage war das Stroß von der Straße weggeholt und die Wagen fuhrten rasend und polternd über das Pflaster. Doch sie hörte es nicht mehr; sie lag still und ruhig auf ihrem Bette und der Arzt stand lopschüttelnd daneben und starrte in das fahle Gesicht, auf dem der Tod den Ausdruck wilder Verzweiflung festgehalten hatte.

Er wußte ja nicht, daß ihre letzte Nacht die schwerste gewesen war.

Lola Margulies.

Gemeinnütziges.

Salat. — Bei allen Salatarten merke man sich, daß viel Del, wenig Essig und möglich Salz daran kommt.

R o p p s a l a t. — Man nimmt die einzelnen zarten Blätter eines Salat-Kopfes, sowie das Herz, wäscht sie sauber, läßt sie eine Weile in frischem Wasser liegen, läßt sie dann auf einem Siebe abtropfen, salzt sie ein wenig und bereitet in einer Oberlasse 3 Löffel Del, 1 Löffel Essig, 1 Theelöffel Zucker, 1 Pries Pfeffer und 1 Pries Salz, mischt dies gut untereinander und vermenngt es mit dem in eine tiefe Schüssel gelegten Salat.

R o p p s a l a t m i t E i e r s a u c e. — Man vermenngt zwei hartgekochte, geriebene und 1 rohes Eidotter mit 1 Theelöffel scharfem Essig, 1 Theelöffel Senf, 1 Pries weißem Pfeffer, 2 gehackten Zwiebeln, 1 Theelöffel Salz, 3 Eßlöffeln Provenceroß und 3 Eßlöffeln guten Essig und gießt dies über gut gereinigte Salatblätter. Man giebt hartgekochte Eier, in Viertel geschnitten, dazu.

R o p p s a l a t m i t S p e d. — Nachdem der Salat gewaschen und zerschnitten ist, — die inneren Theile, das sogenannte Herz, bleibt ganz, — wird in kaltem Essig gerührtes Eiweiß darüber gegossen, etwas Salz und Zucker hinzugefügt und dann der in Würfel geschnittene, gebratene Sped und gekochter Weineßig heiß dazu gegeben.

R o p p s a l a t m i t R a h m. — Dicker, saurer Rahm wird mit Essig, Salz und etwas Zucker gut vermischt und über den sauber verlesenen, gewaschenen und abgetropften Salat gegossen.

E n d i v i e n s a l a t. — Zum Salat verwendet man nur die gelben Blätter der Endivien, verlißt sie, entfernt die dicken Rippen und wäscht den Salat recht rein. Beim Anrichten schwenkt man ihn aus und vermischt ihn mit Del, Essig, Pfeffer, Salz und feingehackten Kräutern, oder mit einer Mayonnaisensauce. Er kann bedeutend viel Del betragen.

S e l l e r i e s a l a t. — Nachdem man die Selleriedöpfe gewaschen hat, löst man sie mit der Schale in Wasser weich, schält sie und schneidet sie in vieredige oder runde Scheiben, die man mit Del, Essig, Salz und Pfeffer anmacht und mit Kapuzeln garnirt.

B r u n n e n t r e s s e, G a r t e n - K r e s s e. — Beide Arten werden gut verlesen, gewaschen und meist nur mit Del, Essig, Salz und Pfeffer angemacht; doch rührt man zur Brunnenresse auch wohl einige hartgekochte Eidotter mit Del, Essig, Salz und Pfeffer zu einer Sauce, mit welcher man die Brunnenresse vermischt.

B u n t e r S a l a t. — Ein Kopf sehr fein geschnittenes Rothkraut wird mit todemem Essig übergossen und nach dem Auskühlen ausgebrüht, dann werden Endivien, nachdem sie verlesen und gewaschen, auf einem Durchschlag recht geschwenkt, damit sie gut abtropfen; einige rothe Rüben, eine große Selleriedelle werden weich gekocht, geschält, in feine Scheiben geschnitten und jeder dieser Salate dann besonders mit Essig, Del und Salz vermischt. Auf der Salatschüssel kommt das Rothkraut in die Mitte, von den Selleriedellen umgeben, dann folgt eine Reihe rother Rüben. Die Endivien bilden den Rand der Schüssel; so gewährt dieser wohlgeschmeckende Salat zugleich einen hübschen Anblick.